

Gabriele Lauterbach

ZWISCHEN LUXUS UND LEHMHÜTTE

Unbequeme Reisen in die Welt
der Entwicklungshilfe



Das Buch

Die Münchner Innenarchitektin Carla engagiert sich seit Jahren in einer deutschen Nichtregierungsorganisation (NGO). Auf ihren Projektreisen in verschiedene Länder des globalen Südens gelingt es ihr, abseits der Touristenpfade hinter die Kulissen zu blicken. Sie stößt auf gescheiterte Projekte, auf dubiose Praktiken und auf eine ineffektive Entwicklungshilfe, die niemand hinterfragt. Die Spenden der Menschen erreichen selten die Zielgruppe. Die politischen und gesellschaftlichen Eliten vor Ort interessieren sich nicht für die Lebensverhältnisse der eigenen Bevölkerung.

Carla erlebt aufwühlende Situationen, die ihr Selbstverständnis auf die Probe stellen. Ihr Berufsalltag steht in krassem Widerspruch zu dem, was ihr auf ihren Projektreisen begegnet. Hier die ausgefallenen Luxuswünsche ihrer Klientel, oberflächlicher Konsum und Äußerlichkeiten. Dort Missstände, Elend und Gewalt in den sogenannten Entwicklungsländern. Es ist ein Spagat zwischen zwei Welten. Wird sie ihn bewältigen?

Die Autorin

Gabriele Lauterbach lebt am Bodensee. Studium der Kunstgeschichte, Archäologie und Neueren Geschichte in München und Italien. Tätigkeit in Galerien, einem Auktionshaus und als Kunstberaterin; langjähriges Engagement für eine deutsche Stiftung, die weltweit soziale Projekte unterstützt, in diesem Zusammenhang zahlreiche Auslandsaufenthalte und Projektreisen zwischen 2009 und 2019.

Inhalt

- 1** Deutschland
- 2** Kambodscha
- 3** Deutschland
- 4** Ruanda
- 5** Deutschland
- 6** Uganda
- 7** Deutschland
- 8** Indien
- 9** Deutschland
- 10** Mato Grosso (Brasilien)
- 11** Deutschland
- 12** Bahia (Brasilien)
- 13** Deutschland
- 14** Peru
- 15** Deutschland
- 16** Nepal

17 UN Women Deutschland

18 Marokko

19 Schluss

Deutschland

Mein Büro liegt in einem der luxussanierten Altbauten im Münchner Stadtteil Lehel. Steuer- und Anwaltskanzleien, Privatpraxen, Investment- und Verlagsbüros und andere potente Unternehmen verdrängen hier seit Langem den Wohnraum, und schicke Cafés, Bars und Restaurants ersetzen die Läden für den täglichen Bedarf.

Beim Eintreten in den Büroflur sehe ich durch die Flügeltüren, wie die herbstliche Morgensonne die hohen Räume mit ihren Stuckdecken und dem polierten Parkett durchflutet. Lisa, meine Assistentin, steht an der Kaffeemaschine und mahlt Kaffeebohnen aus Guatemala für unseren Morgenkaffee. Die übliche Routine. Wir besprechen den Tagesablauf, als mein Telefon klingelt.

Am Apparat meldet sich Uta. Mit ihr arbeite ich ehrenamtlich für eine deutsche NGO, die weltweit soziale Projekte im Bereich Bildung für Kinder und Frauen unterstützt. Zusammen organisieren wir Charity-Dinners, wir sammeln Spenden für die Projekte und nehmen an Tagungen zum Thema Entwicklungshilfe teil. Jetzt plant die NGO mehrere Reisen. Ich soll die Projekte besuchen und darüber berichten. Ob ich Lust und Zeit dazu hätte.

Das kommt überraschend, denn bisher war ich eher im Hintergrund tätig. Doch die Menschen vor Ort kennenzulernen, schauen, ob ein Projekt seinem Anspruch gerecht wird, in eine völlig andere Welt eintauchen, das stelle ich mir aufregend vor. Genau das Richtige, um

meinem Alltagstrott und meiner Luxusblase für einige Zeit zu entrinnen. Ich sage spontan zu.

Erst nach dem Gespräch denke ich nach. Wie vermittele ich meinem Mann und meinen beiden Töchtern, dass ich in der nächsten Zeit öfter allein in ferne Länder reisen werde? Gut, die Kinder sind nicht mehr klein, sie sind zwölf und fünfzehn Jahre alt. Während ich mir eine Rechtfertigung und eine Erklärung für meine Familie überlege, erinnert mich Lisa energisch an das bevorstehende Meeting mit einer Kundin.

Ich kenne Hanna seit einigen Jahren, und wir duzen uns inzwischen. Was ich eigentlich bei Kundinnen und Kunden vermeide. Als Innenarchitektin half ich ihr beim Umbau und bei der Einrichtung ihrer Villa in Grünwald. In manchen Monaten sahen wir uns fast täglich, und es entstand eine gewisse Nähe.

Hanna umgibt sich gern mit neuen Dingen, dann ist sie zufrieden, zumindest kurzzeitig. Sie wechselt ihre Wohnaccessoires wie andere Leute die Kleidung. Rastlos wälzt sie Lifestyle-Magazine, um sich auf den neuesten Stand der Einrichtungstrends zu bringen.

Hannas Mann, ein erfolgreicher Bauunternehmer, überlässt, wie die meisten Ehemänner, die ich kenne, die Ausstattung ihres Hauses seiner Ehefrau. Er muss nur abnicken und bezahlen. Oft sind die Männer erleichtert, dass ihre Ehefrau eine Beschäftigung gefunden hat, die sie voll in Anspruch nimmt.

Jetzt braucht Hanna mal wieder Veränderung, wie sie sich ausdrückt. Neue Objekte. Neue Farben. Neue Vorhänge, Kissen, Teppiche. In ihrem Jargon arbeitet sie mit mir zusammen. Das soll suggerieren, dass sie immerhin auch etwas tut, etwas Kreatives. Sie ist nicht berufstätig, und den Haushalt erledigt eine Frau aus Polen. Hannas Hauptbeschäftigung, seit ihr erwachsener Sohn ausgezogen ist, beschränkt sich auf ein ausgiebiges Wellness- und

Körperpflegeprogramm sowie intensives Shoppen in diversen Luxusgeschäften der Stadt. In ihren Lieblingsläden ist sie inzwischen mit allen Verkäuferinnen per Du. Dabei erscheint sie äußerst jovial und unterhält die Angestellten gern mit ihren Selbstdarstellungsgeschichten. Ich habe das Glück, dass sie meiner Dienstleistung sehr zugeneigt ist und immer wieder etwas Neues für ihr Haus und ihr Chalet in der Schweiz benötigt.

Die Neuanschaffungen präsentieren Hanna und ihr Mann bei diversen Einladungen in ihrem großen Freundes- und Bekanntenkreis. Mit ihrem Besitz ernten sie Anerkennung und Bewunderung, und er bestätigt ihnen den erwünschten sozialen Status. Diese Art Kundschaft sichert mir ein konstantes Einkommen und mein wirtschaftliches Überleben.

Hanna erscheint in perfekt gestyltem Outfit und in überdreht aufgekratzter Laune. Anscheinend hat sie kurz vorher wieder ein paar Amphetamine geschluckt. Mit einer nervösen Handbewegung streicht sie sich die schulterlangen schwarzen Haare aus dem Gesicht, sie wirft den Kopf zurück und lässt sich auf meinem Le-Corbusier-Zweisitzer nieder. Sie zeigt mir stolz die neueste Errungenschaft von ihrer letzten Shoppingtour durch Florenz: eine Handtasche von Gucci. Ausführlich schwärmt sie von ihren florentinischen Einkäufen. Nebenbei kramt sie ihr Handy aus der Tasche und sucht nach Fotos. »Weißt du, Florenz hat mich so inspiriert, ich brauche einfach wieder was Neues in unseren vier Wänden«, sprudelt sie los und lacht.

»Was hast du dir denn alles angeschaut in Florenz? Die Uffizien, die Accademia, San Miniato al Monte oder den Boboli-Garten?«, frage ich neugierig.

»Für Besichtigungen fehlte mir leider die Zeit. Ich wollte nur die Atmosphäre der Stadt genießen, einen Aperol Spritz auf der Piazza della Signoria trinken, abends in der Enoteca

Pinchiorri essen gehen, und außerdem, ein Einkaufsbummel in Florenz ist schon ein Erlebnis für sich und macht total Spaß. Allein der Gucci Store in diesem Palast, der ist gigantisch«, erzählt sie aufgeregt mit einer selbstbewussten Ignoranz gegenüber den weltberühmten Kunstschatzen der Stadt.

Ich komme zum Anlass unseres Treffens.

Lisa serviert uns auf einem Tablett zwei Tassen Espresso und zwei Fläschchen Pellegrino.

Ohne ihr einen Blick zu schenken, fährt Hanna fort: »Ich möchte unseren Wintergarten neu gestalten. Mit weißen Korbsesseln. Für die Sitz- und Rückenpolster stelle ich mir einen Stoff mit einem floralen Muster vor. Er muss natürlich zum Travertin-Boden passen. Hier«, sie deutet auf eine Abbildung auf ihrem Handy und hält es mir aufgeregt vor das Gesicht, »das ist der Korbsessel auf der Terrasse unseres Hotels in Florenz. Dieser Polsterstoff mit den kräftigen Farben und bunten Blüten und die dschungelartigen Blätter und dazwischen die kleinen Papageien, die sind doch süß! Ich finde diesen Stoff perfekt für unseren Wintergarten, den möchte ich auch. Meinst du, du kannst ihn irgendwo auftreiben?«

Ich weiß, dass ich ihr den genau gleichen Stoff vermutlich nicht beschaffen kann. Ich hole meine Musterkataloge, und gemeinsam suchen wir nach ähnlichen Modellen und Motiven.

Nichts ist dabei, was Hanna gefällt. Sie lässt nicht locker. Es muss der Stoff aus Florenz sein.

»Du kennst doch sicher noch andere Herstellerfirmen? Oder könntest du in dem Hotel in Florenz mal anrufen, woher die ihre Möbelstoffe beziehen?«

Ich schaue mit ihr online einige infrage kommende Firmenwebseiten durch. Ohne Erfolg. Hanna wirkt

augenblicklich frustriert und ungeduldig, weil ich ihren Wunsch nicht sofort erfüllen kann.

»Wir könnten uns im Showroom von Lacroix die Designers-Guild-Stoffe zeigen lassen. Da ist ganz bestimmt etwas für dich dabei. Die Firma arbeitet mit solchen Stoffen und Mustern«, versuche ich, sie zu überzeugen.

Hanna stimmt zu. Sie genießt die Aufmerksamkeit, die ich ihr entgegenbringe.

Mit unseren langen Diskussionen über die Ausstattung ihres Wintergartens und über weiteres Aufhübschen der Einrichtung entflieht sie ihrer häuslichen Langeweile. Die Zeit mit mir zählt für sie zu ihrem Freizeitvergnügen und dient gleichzeitig ihrer Selbstbestätigung. Denn nebenbei tischt sie mir eine märchenhafte Version ihres Lebens auf. Das verleiht ihr ein Gefühl von Wichtigkeit und Überlegenheit. Sie erzählt mir von ihren Traumreisen, von Dinnerpartys mit illustren Gästen und dem Stress, für den jeweiligen Anlass das richtige Outfit für sich und ihren Mann zu finden. Mit solchen Fragen ist sie wochenlang beschäftigt.

Als Innenarchitektin höre ich ständig irgendwelche Geschichten von meinen Kundinnen und Kunden. Durch meine Arbeit erhalte ich Einblicke in ihre privaten Räume und somit auch in ihr Privatleben, das sie bisweilen mit intimen Details vor mir ausbreiten.

Andere wiederum flüchten in eine Welt der Fiktionen und Lügen, um sich vor mir so zu präsentieren, wie sie gesehen werden möchten. Sich selbst zu belügen ist bekanntlich die Königsdisziplin der Lügen. Man redet sich die eigene Realität schön, bisweilen auch die eigene Vergangenheit, bis man die Fiktion selbst glaubt und sie zur Wirklichkeit befördert. So müssen wir uns nicht mit den eigenen dunklen, tief vergrabenen Seiten auseinandersetzen. Sonst träte womöglich ein jämmerliches Leben zutage, das keiner aushält. Deshalb lenken wir uns ab, mit Drogen, Alkohol, der

Hetze von einem Event zum nächsten. Häufige Reisen und die dauernde Beschäftigung mit den eigenen Immobilien und Einrichtungen verschaffen uns die nötige Abwechslung.

Für mich ist Hanna eine Kundin, die mich gerade viel Energie und Zeit kostet. Wir besprechen noch weitere Erneuerungsmaßnahmen für ihre Villa.

Sie hat in einem Magazin das Foto einer Glasvase aus Murano entdeckt, die sie sich als Deko für ein Sideboard vorstellen könnte. Wir schauen online auf meinem PC die Objekte der venezianischen Glasmanufaktur Venini durch. Die Firma stellt ihre einmaligen Produkte noch in der traditionellen Technik der Glasbläserkunst her. Als das Bild der klassischen »Monofiori Balloton«-Vase auftaucht, bricht Hanna in einen Jubelschrei aus.

»Ja, genau diese bauchige, mit dem zarten Blau, die passt genau an die Stelle im Wohnzimmer. Die brauche ich unbedingt.«

Der Preis spielt, wie bei fast allen Kundinnen und Kunden, die sich eine Innenarchitektin leisten, keine Rolle. Oft wird er erst nach Auftragsbestätigung angefragt.

Ich bestelle für Hanna die Vase und packe einige Musterstoffe für ihre Wintergartenmöbel zusammen. Hannas Stimmung hat sich inzwischen deutlich gebessert. Immerhin hat sie heute ein außergewöhnlich schönes Objekt erstanden.

»Ich gebe dir die Stoffe als Auswahl mit nach Hause. Dann könnt ihr sie in Ruhe anschauen. Und Lisa wird einen Termin bei Designers Guild vereinbaren und dir dann Bescheid geben«, erkläre ich.

Hanna erhebt sich widerwillig. Sie hätte gern weiter mit mir geplaudert. Aber ich habe noch einen anderen Termin.

»Ja, ich muss heute auch noch viel erledigen«, entgegnet Hanna mir mit beleidigtem Tonfall beim Abschied und schaut demonstrativ auf ihre Patek-Philippe-Uhr. Sie muss

noch den Koffer ihres Mannes packen für seine Geschäftsreise nach Singapur. Sie gehört zu den Frauen, die täglich die Kleidung für ihren Mann aussuchen und bereitlegen. Besonders wichtig bei geschäftlichen und festlichen Anlässen. Dass sich Männer darauf einlassen, habe ich noch nie verstanden.

Kambodscha

Ich bin auf dem Weg nach Kambodscha. Es ist meine erste Projektreise, seit ich mich bei der deutschen Hilfsorganisation engagiere. Mein Flug geht zunächst bis Bangkok, dann mit dem Auto weiter in das thailändisch-kambodschanische Grenzgebiet zu unserem Projekt, ein Frauenhaus in der Provinz. Im Flugzeug ist es eng, ich fühle mich eingezwängt zwischen unruhigem Hin und Her, Männergruppen trinken sich schon mal mit Bier in Stimmung, wie bei einem Betriebsausflug, Sitznachbarn verheddern sich in ihren Decken und stolpern über mich hinweg in Richtung Gang, vor mir wippt eine Reisende nervös mit der Rückenlehne, ein Baby schreit unablässig seine Unzufriedenheit durch das Flugzeug. Trotz Ohropax und Augenbinde kann ich nicht schlafen.

Ich denke an meine Töchter. Sie haben mein Vorhaben sofort unterstützt und fanden das alles aufregend. Mein Mann hatte Bedenken wegen der vielen Unsicherheiten in diesen Ländern. Aber nun sitze ich hier im Flugzeug.

Was mich wohl in den Projekten erwarten wird?

Es ist noch gar nicht lange her, dass ich während einer Veranstaltung im Eine-Welt-Haus in München zufällig auf diese NGO gestoßen bin, die soziale Bildungs- und Frauenprojekte in den ärmsten Ländern der Welt fördert. Die anwesenden Mitarbeiterinnen erklärten mir die Ziele und Aufgaben der Projekte. Schulen, Kinderheime, Frauenhäuser, Berufsschulen erhalten zeitlich begrenzt Spenden, in Absprache mit einer Kooperation oder einem Verein vor Ort. Die Gelder erreichen Menschen, die es kaum schaffen,

überhaupt irgendwie zu überleben. Während meine Kunden zu Hause sich monatelang mit der Ausstattung und Dekoration ihrer Immobilie und der Planung der nächsten Luxusreise beschäftigen, bewältigen Hunderte Millionen Menschen auf der Welt ihren Alltag in größter Not.

Das Motto der NGO, »Der beste Weg aus der Armut ist der Schulweg«, sowie die Nachhaltigkeit und Transparenz der relativ kleinen, finanziell begrenzten Projekte haben mich sofort angesprochen. Durch Bildung kann sich die Welt zum Positiven verändern, davon bin ich überzeugt. Bildung bedeutet Aufklärung. Und Aufklärung bedeutet die Fähigkeit zum kritischen Denken. Es ermöglicht die Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen, gebildete Menschen sind nicht mehr ausgeschlossen und machtlos. Sie sind in der Lage, ein unabhängiges, selbstbestimmtes Leben zu führen.

Ich spürte, ich musste raus aus meiner selbstgefälligen Luxusblase und etwas tun. Anderen Menschen helfen, die nicht auf der Sonnenseite leben. Deshalb habe ich beschlossen, diese NGO zu unterstützen. Dass die Spenden an der richtigen Stelle ankommen, davon werde ich mich auf den Projektreisen überzeugen.

Ich bin in Gedanken versunken, als plötzlich die Lautsprecherdurchsage ertönt: »In Kürze erreichen wir Bangkok.«

Anschnallen, Sitzlehne gerade, Tisch einklappen.

Später am Gepäckband warte ich auf meinen Koffer, ich versuche, meine Müdigkeit abzuschütteln und mit ein paar tiefen Atemzügen wieder Energie zu tanken. Um mich herum ein Gedrängel und Geschubse, als ob der eigene Koffer früher aus der Luke fällt, wenn man ungeduldig am Band hin- und herläuft.

Als ich aus der angenehm klimatisierten Halle hinaus ins Freie trete, treffen mich die feuchte Hitze und die grelle Mittagssonne wie ein Schlag, und mir fehlt für einen

Moment die Luft zum Atmen. Obwohl ich diese hohen Lufttemperaturen erwartet habe, überrascht mich der Würgegriff der heißen Schwüle. Ein junger Mann kommt auf mich zu und begrüßt mich freundlich lächelnd. Es ist Rangsey, mein Fahrer. Er wird mich zu Méanchey, dem Frauenhaus-Projekt in die Provinz Bantéay an der kambodschanisch-thailändischen Grenze bringen.

Nach vierstündiger Fahrt durch Reis- und Gemüsefelder erreichen wir den Grenzort Aranyaprathet. Nach der thailändischen Passkontrolle steige ich aus dem Auto und gehe zum kambodschanischen Grenzgebäude. Ich brauche ein Visum. Rangsey nimmt als Kambodschaner einen anderen Weg. Er wartet auf mich auf der anderen Seite.

Vor der maroden Grenzbaracke steht schon eine lange Menschengeschlange. Es ist früher Abend. Tausende Kambodschaner, die in Thailand arbeiten, passieren täglich morgens und abends diese Grenzstation und zeigen geduldig ihr Arbeitsvisum vor. Die Menschen, die in der Schlange warten, sehen erschöpft und abgekämpft aus. Es sind Arbeiterinnen und Arbeiter, Tagelöhner, Erntehelfer, Menschen, die ihre Schnellimbisskarren vor sich herschieben, mit vielen Kindern im Schlepptau, die ebenfalls mitarbeiten müssen, nach einem harten Arbeitstag in Thailand kehren sie zurück nach Hause. Sie starren müde vor sich hin, kein Lachen, keine fröhliche Unterhaltung, auch kein wütendes Gestikulieren, weil es so lange dauert bei der Kontrolle. Apathische Ruhe.

Die meisten Menschen gehen zu Fuß oder schieben ein voll bepacktes Fahrrad mit ebenso bepacktem Anhänger. Die Grenze ist fast autofrei.

Ich reihe mich in die Schlange ein und ernte neugierige Blicke. Schließlich reiche ich meinen ausgefüllten Visumantrag und meinen Pass einem äußerst desinteressiert dreinschauenden Schalterbeamten und warte. Neben dem Schalter entdecke ich ein schon etwas verblichenes Plakat mit dem Foto einer Kinderhand. Daneben der Text: We

protect our Children. Sexual abuse is a criminal act. Children Trafficking is not allowed in Cambodia. Dann der Hinweis, wer etwas Auffälliges beobachtet, möge bitte die nächste Polizeistation unter den folgenden Nummern anrufen.

Dass Kinderprostitution und Menschenhandel verboten sind, sollte normal sein und nicht extra an der Grenze plakatiert werden müssen. Diese Verbrechen sind hier also durchaus bekannt, obwohl sie von offizieller Seite geleugnet werden. Ich werde in meinen Projekten mehr darüber erfahren.

Nach einer Stunde Warten frage ich höflich nach, was denn mit meinem Visum sei.

Der Beamte blättert im Zeitlupentempo einige Formulare durch und meint dann lakonisch: »Das Visum kostet fünfundzwanzig Dollar, aber wenn Sie noch ein paar Dollar drauflegen, geht es schneller.«

»Wie viel?«

»Fünfzig Dollar.«

Das fängt ja gut an. Angesichts der Massen, die jetzt in die Baracke drängen, stimme ich zu und halte ihm den Geldschein hin. Ich möchte möglichst schnell raus aus diesem stickigen heißen Raum und habe weder Lust noch Geduld, mit dem Grenzpersonal zu diskutieren.

Mühsam ziehe ich meinen schweren Koffer, der voll ist mit Geschenken für die Projekte, und gehe in Richtung Poipet, dem kambodschanischen Grenzort, wo mich Rangsey auflesen wird.

Mir fällt der moderne Hotelkomplex auf, der sich hier im Niemandsland an einer staubigen, kaputten Straße zwischen dem thailändischen und dem kambodschanischen Grenzbaum erstreckt. Ich frage mich, wer hier absteigt, in dieser trostlosen Gegend.

Inzwischen ist es dunkel. Ohne lange Dämmerung verschwindet in der tropischen Region plötzlich die Sonne.

Unser Auto holpert über löchrige, kaum beleuchtete Straßen nach Siem Reap, wo sich mein Hotel befindet. Es sind kaum Menschen unterwegs, die meisten Geschäfte sind geschlossen, obwohl es noch nicht spät ist. Dunst und Staub, den die wenigen fahrenden Autos aufwirbeln, überziehen wie ein vergilbter Schleier den gespenstischen Ort. Ich bin müde und hungrig, meine Bluse klebt mir mit einer Mischung aus Schweiß und Luftfeuchtigkeit auf der Haut. Ich freue mich auf eine erfrischende Dusche im Hotel.

An der Rezeption dauern die Formalitäten. Während ich auf meinen Zimmerschlüssel warte, tuschelt ein Ausländer am Tresen mit einem Hotelangestellten. Ob ein »girl« auf sein Zimmer kommen könne, zur Massage, fragt er verschwörerisch zwinkernd.

Ich bin zu erschöpft, um dem Gespräch weiter zu lauschen. Ich schleppe mich in mein Zimmer, drehe den Ventilator auf höchste Stufe und gehe ins Bad. Das prickelnd kalte Wasser der Dusche spült meine Müdigkeit weg. Energie und Neugier kommen zurück.

Eine Stunde später treffe ich im Frauenhaus die lokalen Mitarbeiterinnen des Projekts, Sopheap, Chenda und Tevy, die mich zum Abendessen erwarten. Der Empfang ist überaus herzlich. Wir machen uns bekannt, wir sprechen über diese mittels Spenden finanzierte Einrichtung. Und innerhalb kurzer Zeit fühle ich mich vertraut und in das Team aufgenommen.

Viele arbeiten hier ehrenamtlich. Kambodschanische Medizinerinnen, Psychologinnen, Sozialarbeiterinnen sowie eine Juristin betreuen vor Gewalt geflohene Frauen und deren Kinder. Meistens sind es sehr arme Frauen ohne jede Schulbildung, die in diesem Haus Schutz, Hilfe und Informationen erhalten. Neben der medizinischen und psychologischen Erstversorgung können sie auch länger hierbleiben und bei Bedarf Lesen und Schreiben lernen. Eine Berufsausbildung wird auf Wunsch vermittelt, die Kinder haben die Möglichkeit, eine Schule zu besuchen. Die Frauen

bleiben in der Regel, je nach Schwere der Fälle, drei bis fünfzehn Monate in diesem Frauenhaus.

Es gibt keine staatlichen Hilfen, Einrichtungen oder Maßnahmen zur Unterstützung der Frauen. Die Gesellschaft schaut weg. Es interessiert sich niemand für sie. Gewalt an Frauen ist kein spezifisch kambodschanisches Problem. Aber hier im Grenzgebiet gehört häusliche Gewalt zur Normalität. Die Menschen leben in extremer Armut. Die Landwirtschaft ist karg, andere Arbeit gibt es kaum. Die Männer ertränken ihr Elend in Alkohol.

Für meinen ersten Tag in Kambodscha habe ich mehr als genug erfahren. Sämtliche Energien sind aufgebraucht, als ich in mein Hotelzimmer zurückkomme und sofort ins Bett gehe.

Am nächsten Vormittag treffe ich einige Frauen, für die dieses Projekt ihre Rettung war. Wir sitzen am Boden in einem mit Teppichen und Kissen ausgelegten Raum im Frauenhaus. Tee wird serviert. Sie erzählen mir ihre Geschichten.

Chantrea und ihre Kinder wurden von ihrem Ehemann fast zu Tode geprügelt. Jeden Lohn seines Aushilfsjobs setzte er sofort in Alkohol um. Sie floh mit den Kindern, als ihr Mann wieder einmal aggressiv und betrunken nach Hause kam. In einer abgelegenen Hütte suchten sie zunächst Schutz und versteckten sich dort tagelang, voller Angst, vom gewalttätigen Ehemann gefunden zu werden. Eine Bäuerin entdeckte sie und brachte sie in das Frauenhaus.

Dann ergreift Botum das Wort. Zuerst zögerlich, doch dann berichtet sie mit Entschlossenheit über ihr Leben.

Sie stammt aus einem kleinen kambodschanischen Dorf an der Grenze zu Thailand. Ihre Eltern sind Bauern, aber trotz harter Arbeit reichten die Erträge für die neunköpfige Familie nicht zum Leben. Es gab weder Geld noch Zeit für einen Schulbesuch. Die Kinder müssen auf dem Feld

mitarbeiten. Immerhin konnte Botum noch die vierte Klasse absolvieren.

Sie war fünfzehn Jahre alt, als eines Tages ein seriös gekleideter Mann mittleren Alters bei ihnen zu Hause erschien. Er stellte sich als offizieller Jobvermittler vor. Er könne Botum eine fantastische, gut bezahlte, leichte Arbeit in einem Hotel in Thailand anbieten. Als Zimmermädchen. Die Gäste seien überwiegend reiche Europäer, die Arbeitsatmosphäre sei sehr angenehm, sie könne monatlich viel Geld nach Hause schicken. Und außerdem würde er den Eltern hundert Dollar bar auf die Hand zahlen, wenn Botum sofort mitkäme. Es eile. Sie könne ja jederzeit zurück, wenn es ihr nicht gefiele.

Nach kurzer Beratschlagung beschlossen die Eltern: Botum geht mit nach Thailand. Sie schafften kaum noch, die gesamte Familie zu ernähren, das wäre doch eine gute Lösung. Mit einem Handschlag wurde das Geschäft besiegelt, da die Eltern weder lesen noch schreiben konnten, war kein weiterer Vertrag nötig. Der Vermittler blätterte die hundert Dollar auf den Küchentisch, davon könnten sie jetzt fast ein Jahr leben. Botum packte ihre paar Habseligkeiten in eine Stofftasche. Traurig und unter Tränen verabschiedete sie sich von ihren Eltern und Geschwistern. Sie wollte ihnen keine Sorgen bereiten, sie sollten stolz auf ihre Tochter und Schwester sein.

Was dann geschah, erzählt Botum heute, vierzehn Jahre danach, noch immer mit brechender Stimme und Tränen in den Augen. Vor Wut und Scham.

Das Hotel in Bangkok, dem größten Freiluftpuff der Welt, entpuppte sich als Bordell. Nach der Ankunft wurde Botum in einem kleinen schäbigen Raum eingesperrt und dann mehrmals brutal vergewaltigt und misshandelt. Sie schrie und weinte, sie konnte sich vor Schmerzen und Übelkeit nicht bewegen, sie war wie gelähmt. Niemand kam ihr zu Hilfe.

Botum besaß keinerlei Papiere, auch keinen Pass. Den Grenzübergang nach Thailand hatte der Vermittler mit Schmiergeld organisiert. Menschenhandel ist kein Problem, solange Geld fließt. Botum war ihrem Zuhälter ausgeliefert. Sie hatte keinerlei Kontakt zu anderen Mädchen, sie wurde isoliert.

Nach Tagen der Verzweiflung und Apathie kam ihr Zuhälter, stieß Drohungen aus und beschimpfte sie. Dann musste sie sich mit anderen Mädchen in einem Barraum in eine Reihe stellen. Die männlichen Kunden begutachteten sie. Erniedrigende Fleischschau. Die Männer wählten ein oder mehrere Mädchen aus und verschwanden mit ihnen in ein Zimmer, um ihre Körper zu benutzen. Botum war jetzt eine der weltweit Millionen minderjährigen Zwangsprostituierten. Degradiert zur Ware, wie alle Prostituierten. Mehrmals täglich wurde sie gezwungen, Ekel, Gewalt, Perversionen, den angestauten Frauenhass der Männer auszuhalten. Das Geld behielt ihr Zuhälter. Nach Hause konnte sie nichts schicken. Sie müsse erst ihre Reisekosten abarbeiten. Und er solle doch außerdem für ihren Unterhalt, zahle Miete und Essen.

Bald bekam Botum Panikattacken, die sich vor jedem Zusammensein mit einem Kunden verschlimmerten. Ihr Zuhälter verabreichte ihr Alkohol und Drogen. Ohne diese Betäubungsmittel und die psychische Schutzfunktion der Dissoziation hätte sie diese Entwürdigung und die Schmerzen nicht überlebt.

Ich frage mich, wie kann eine Frau diese ungeheuerliche Menschenverachtung, diese vernichtende Versklavung überhaupt aushalten? Und es gibt tatsächlich auch in Deutschland Männer - ich erinnere mich in diesem Moment daran -, die voller Überzeugung behaupten, in den südostasiatischen Ländern sei Prostitution kulturbedingt vollkommen selbstverständlich und normal. Die Einwohner

hätten ein entspanntes Verhältnis zur Käuflichkeit von Sex. Menschliche Zerstörung zu verharmlosen und schönzureden ist allerdings Teil des weltweiten Geschäftsmodells Prostitution.

Eine NGO außerhalb Bangkoks versucht, diesen Mädchen und jungen Frauen zu helfen und sie aus ihrem Prostitutionsumfeld zu holen. Das ist lebensgefährlich. Die Organisation muss versteckt agieren, zu oft wurden die Mitarbeiterinnen schon bedroht. Auch von offiziellen politischen Stellen. Die heimische Prostitution generiert jährlich Milliarden von Dollars innerhalb der Tourismusbranche. Diesen Markt wollen sich die Akteure nicht von einer Gruppe empathischer Helfer und Helferinnen kaputt machen lassen. Zu viele profitieren davon.

Nach vier Jahren Zwangsprostitution gelang es der Hilfsorganisation, Botum in Sicherheit zu bringen. Sie war physisch und psychisch am Ende. Mit neunzehn Jahren. Das Shelter war voll mit Leidensgenossinnen, viele noch wesentlich jünger als Botum. Heimatlose Kinder, ausgebeutet, drangsaliert und lebenslanglich traumatisiert von Männern.

Botum wollte auf keinen Fall zurück in ihr Dorf nach Kambodscha. Zu groß war die Scham. Sie wäre unfähig gewesen, ihre Erlebnisse der letzten Jahre irgendjemanden anzuvertrauen. Hatten die Eltern doch gehofft, sie würde viel Geld mit einem guten Job verdienen und sie finanziell unterstützen. Die Enttäuschung und die Vorwürfe ihrer Familie hätte sie nicht ausgehalten.

Nach einigen Monaten entdeckten die thailändischen Helferinnen das Frauenhaus-Projekt in Siem Reap, Kambodscha, und vermittelten Botum einen Platz. Sie wurde hier aufgenommen und erhielt eine Therapie. Sie wollte lernen, ihren Panzer abzulegen, den sie sich wie ein Schutzschild übergezogen hatte, und ihr verlorenes

Selbstwertgefühl wiederzuerlangen. Sie absolvierte eine Ausbildung und machte sich später mit einem kleinen Laden selbstständig. Der benötigte Mikrokredit kam von meiner Hilfsorganisation. In ihrem Dorf war sie bis jetzt noch nicht. Sie meint, sie habe noch nicht den Mut.

Mir stockt bisweilen der Atem, während ich Botums Geschichte höre. Manchmal schafft sie es nicht mehr, weiterzusprechen, dann nehme ich sie behutsam in den Arm.

Das Schicksal der anderen Frauen im Raum ist ähnlich dramatisch. Alle erhielten Hilfe hier im Frauenhaus. Die Vorstellung, dass Millionen Frauen weltweit Ähnliches erleiden und aushalten müssen, lässt mich verzweifeln. Ich bin wütend, weil die Gesellschaft, die Politik, die Regierenden diese Gewalt ignorieren, vertagen, nicht ernst nehmen. Es gehe doch nur um Frauen.

Inzwischen bereitet sich draußen im Garten eine Gruppe von etwa zehn Mädchen und Jungen für eine kleine Theateraufführung vor. Ich setze mich auf eine Bank zu den anderen Zuschauerinnen und Zuschauern. Die Jugendlichen besuchen ein College in der Nähe und inszenieren ein selbst erarbeitetes Theaterstück zum Thema Menschenhandel und Prostitution. Sie berufen sich auf Botums Geschichte. Unterstützt werden sie von Mitarbeiterinnen des Frauenhauses.

Die erste Szene erinnert daran, wie es bei Botum begann: Ein Junge spielt den angeblichen Jobvermittler, wie er mit falschen Versprechungen die jungen Mädchen von ihren Eltern weglockt, ihnen Geld anbietet und was danach folgt. Mit erschütternder Dramatik spielt Vanna die Rolle des verschleppten Mädchens. In einer Szene wirft sie sich schreiend und weinend auf den Boden, und sie trägt schluchzend ihren Text vor.

Obwohl ich die Sprache nicht verstehe, bin ich genauso ergriffen wie die Zuschauer.

Mit diesem Theaterstück zieht die Gruppe von Dorf zu Dorf, spielt auf dem Dorfplatz, und jeder kann kostenlos zuschauen. Damit machen die Schülerinnen und Schüler eindringlich auf das Problem aufmerksam und erreichen auf diese spielerische Art und Weise die lokale Bevölkerung, die kaum lesen kann und die auch sonst keinerlei Informationen erhält. Aufklärung mittels Theater. Ich bin berührt von dem ehrenamtlichen Engagement und dem Enthusiasmus der Jugendlichen. Und es führt mir unmittelbar vor Augen, wie lebenswichtig Bildung ist und dass jeder Zugang dazu haben muss.

Es steht ein weiterer Besuch an. Bei den Frauen, die aktuell abgeschirmt in einem anderen, nahe gelegenen Frauenhaus leben, die erst vor Kurzem vor einer gewalttätigen Situation dorthin geflohen sind. Rangsey bringt Sopheap, die als Psychologin arbeitet, und mich zum Eingang der Anlage. Er muss hier draußen auf uns warten. Der Zugang ist Männern nicht erlaubt, zum Schutz der Frauen. Der ganze Komplex erinnert mich eher an ein militärisches Sperr- als an ein Schutzgebiet. Hohe Mauern mit Stacheldraht und Glasscherben umgeben die Anlage. Das verschlossene Tor mit Kameraüberwachung öffnet erst nach Ausweiskontrolle. Zu oft versuchen aggressive Ehemänner oder Bekannte, mit Gewalt hier einzudringen und ihre Frauen zu entführen oder sie zu töten.

Wir werden schon von Kannitha, der Leiterin dieser Einrichtung, erwartet. Es herrscht auf den ersten Blick eine friedliche Ruhe. Im Schatten unter Palmen sitzen vereinzelt Frauen, ein paar Kinder spielen auf dem Sandplatz in der Mitte der Anlage. Vier Wohneinheiten und ein größeres Haus mit Werkstätten, Klassenzimmern und Büros gruppieren sich

um einen Platz. Aus der Küche strömt der köstliche Duft asiatischer Gewürzaromen.

Beim Näherkommen fällt mir auf, dass keine der Frauen auf meine Begrüßung reagiert. Normalerweise lächeln mich die Einheimischen an und kommen mit mir als Ausländerin sofort ins Gespräch. Hier sitzen die Frauen reglos und apathisch auf dem Boden und nehmen anscheinend weder mich wahr, noch was um sie herum vorgeht. Vollkommen in sich zurückgezogen. Dann entdecke ich einen Schilfkorb, der an einem Baum hängt. In dem Körbchen liegt ein drei Wochen alter Säugling. Das Baby beginnt zu schreien. Ich darf es zur Beruhigung ein bisschen hin- und herschaukeln. Die Mutter des Babys, eine sehr junge Frau, sitzt teilnahmslos daneben. Sie ist zu dieser kleinen Geste nicht fähig. Sie kann und will ihr Kind nicht versorgen. Es ist das Baby einer Vergewaltigung.

Kannitha erklärt, alle Frauen hier seien schwer traumatisiert von massiven Gewalterfahrungen, manche sind nicht fähig, zu sprechen oder Nahrung aufzunehmen und zu behalten, sie schaffen es auch nicht, sich um ihre Kinder zu kümmern. Und trotzdem ist es wichtig, dass die Kinder bei ihren Müttern in dieser Einrichtung sind. Denn ein anderes beschützendes Zuhause existiert meist nicht für diese Kinder. Ein Team von Betreuerinnen kümmert sich um alles. Die Frauen werden medizinisch und psychologisch betreut, sie bekommen Essen, sie können auch mitkochen, sie können eine Berufsausbildung machen, die Kinder erhalten Unterricht. Viele Frauen erfahren hier das erste Mal, dass es auch die gesetzlich erlaubte Möglichkeit einer Scheidung gibt. Diese Option war nie vorgesehen, und woher sollten sie es wissen? Hier erhalten sie Aufklärung. Ziel ist es, die Frauen in ein möglichst selbstbestimmtes Leben zu entlassen. Das kann dauern. Die Ängste sitzen zu tief.

Etliche Hilfsorganisationen unterstützen dieses und ähnliche Projekte. Ohne deren Spendengelder könnten

solche Einrichtungen nicht existieren. Der Staat kümmert sich nicht um diese Probleme. Wie in vielen anderen Ländern bilden Armut, Unwissenheit und Chancenlosigkeit den Nährboden für Gewalt. Und Kinder und Frauen trifft es besonders hart.

Kannitha führt mich durch die Schulräume der Einrichtung. Viele Bewohnerinnen möchten sich weiterbilden. Es fehlt an Unterrichtsmaterialien; Laptops oder PCs gibt es weder in den Klassenzimmern, noch besitzen die Frauen und Jugendlichen zu Hause diese Geräte.

Vor jeder Projektreise prüfe ich mit der Projektleitung vor Ort, was dringend benötigt wird. Oft erhalten die Einrichtungen von Spendern Dinge, die für sie völlig nutzlos oder sogar kontraproduktiv sind. Was nützen Schachteln voller Bleistifte, wenn es weder genug Papier und auch keine Spitzer gibt. Oder es kommen säckeweise getragene Kleider aus Deutschland an, während einheimische Frauen sich abmühen, eine Schneiderei zu eröffnen, um sich mit dem Verkauf von selbst genähten Kleidern ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

»Von Privatpersonen und NGOs erhalten wir Ladungen von Hilfsgütern, oft schon benutzte Sachen, die Technik veraltet und halb kaputt. Das können wir auch nicht gebrauchen. Es fühlt sich an, als ob wir weniger wertgeschätzt würden«, erläutert Kannitha diese Spendenaktionen.

Wie praktisch, wenn man seinen Müll in den Entwicklungsländern entsorgen kann, getarnt als große Hilfsaktion. »Die können doch die Sachen sicher noch brauchen«, ist eine gängige Meinung der Mochtegernhelfer aus Deutschland.

Zwischen der Realität in einem sogenannten Entwicklungsland und den Vorstellungen westlicher privater und staatlicher Spender klafft eine immense Lücke. Es fehlt an Kenntnissen über die dringenden Bedürfnisse der Menschen, die Tausende Kilometer von uns entfernt in

einem anderen Kulturkreis leben. Die Unterstützer meinen zu wissen, was die Menschen vor Ort benötigen. Eine Bevormundung nach kolonialem Muster. Helfen fühlt sich für die Helfenden immer gut an, deshalb ist es für viele egal, ob eine Hilfsaktion sinnvoll ist oder nicht. Niemand hinterfragt die Maßnahmen.

In einem Klassenzimmer erwarten mich schon die Schülerinnen und Lehrerinnen. Die Mädchen tragen eine weiße Bluse, die Haare straff nach hinten gebunden, und mustern mich neugierig. Ich übergebe zehn neue Laptops, gespendet und vorher verschickt von meiner NGO, an die Schulleitung. Das sind zwar nur zwei pro Klasse, aber den Frauen und Mädchen kommen die Freudentränen, als sie sich bedanken. Endlich Internet! Endlich Zugang zu Informationen und Verbindung mit der Welt! Und sofort sprudeln die jungen Frauen los, dass sie das College beenden und studieren wollen. Sie möchten Lehrerin, Ärztin oder Juristin werden, diese Berufsziele könnten sie sich vorstellen. Unfassbar, was so ein kleines Gerät alles auslösen kann und wie es zum Hoffnungsträger und Heilsbringer für die Zukunft der Mädchen und jungen Frauen wird. Es ist berührend. Ich bitte sie, an ihren Zielen und Träumen festzuhalten und sich nicht unterkriegen zu lassen.

Der Abschied im Projekt dauert lang. Wir umarmen uns und beschwören eine bessere Welt. Ich bin voller Anerkennung für die Arbeit, die die Frauen hier leisten. Indem sie Frauen in Not helfen, verbessern sie deren Leben. Es ist auf jeden Fall sinnvoller, viele solcher kleinen Projekte zu unterstützen als ein großes und millionenschweres, an dem sich letztendlich korrupte Politiker und Clans bereichern. In einem kleinen Projekt kommt das Geld unmittelbar an, und die schlimmste Not wird sofort gelindert.

Es ist sechs Uhr morgens, als ich mit Rangsey den Grenzort Poipet erreiche. Der Grenzübergang ist noch geschlossen. Aber es warten bereits Hunderte von kambodschanischen Arbeitern und Arbeiterinnen auf Durchlass nach Thailand. Von schwerer Arbeit gezeichnete Menschen mit ausgemergelten Gesichtern. Ich habe den Eindruck, als würde das Martyrium des Pol-Pot-Regimes noch auf ihnen lasten.

Ich steige aus dem Wagen. Die Grenzgänger stehen, ohne zu drängeln, neben ihrem Fahrrad oder Moped und kontrollieren noch mal ihren mit Gerätschaften und diversen Materialien voll beladenen Anhänger. Ein Auto besitzt keiner von ihnen. Kinder laufen barfuß umher. Einige ziehen einen Karren voller Wassermelonen. Er ist schwer, sie brauchen viel Kraft.

Dann endlich hebt sich der Schlagbaum, Grenzbeamte treten vor, fragen, kontrollieren, und die Leute setzen sich langsam in Bewegung. Auch ich gehe in Richtung Passkontrolle. Plötzlich entdecke ich in der Menge eine Gruppe von etwa fünfzehn jungen Mädchen. Mir fällt sofort auf, wie ernst und schweigsam sich die Gruppe bewegt. Mädchen in diesem Alter kichern, lachen, reden und gestikulieren normalerweise miteinander, überall auf der Welt. Als sie näher kommen, kann ich sie genauer betrachten. Ihre Gesichter sind stark geschminkt, alle tragen extrem kurze Röcke und hautenge Tops. Ich schätze die Mädchen auf höchstens vierzehn Jahre, die dicke Make-up-Schicht kann täuschen. Auf High Heels stöckeln sie zum Grenzübergang. Die Grenzbeamten werfen nur einen flüchtigen Blick auf ihre Papiere. Dann dürfen sie die Grenze passieren, ohne wie die anderen lange anzustehen. Die wartenden Einheimischen würdigen sie keines Blicks. Zusammen tippeln die Mädchen zu dem Hotelkomplex im Niemandsland zwischen Kambodscha und Thailand, und ich sehe eine nach der anderen darin verschwinden.